

Nr. 158. Bromberg, den 15. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von **Horst Wolfram Geißler**.

(Carl Duncker, Berlin.)

(17. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Auf der Bühne sitzt die Musik. Welch eine Musik! Die Stadtkapelle, verstärkt um mehrere Streicher und Bläser, unter ihnen Herr Organist Hoffmann. Denn man hat eine Quadrille a la cour einstudiert; sie soll von acht der hübschesten jungen Mädchen vorgeführt werden, und niemand kann alte Musik besser dirigieren, als eben Hoffmann. Er trägt einen Frack, der allerdings zu groß ist, etwas zu groß vielleicht, ja, denn die schönen Schöße hängen bis fast auf den Boden. Aber was macht das? Seine weißen Gamaschen, die Glanzstücke seines Alters, wirken dafür um so hinreißender. Augenblicklich ist es ja noch nicht so weit, denn der Saal beginnt sich erst langsam zu füllen. Noch tanzt niemand, sondern die Musik spielt zwei oder drei Militärmärsche unter ausgiebiger Verwendung des Blechs und der Pauke, um eine dionysische Stimmung zu erzeugen.

Mundelfingen promeniert im Saal... Welch eine Fülle von bezaubernden Erscheinungen, welche Spannung, da strengster Visierzwang vorgeschrieben ist und die Demaskierung erst Schlag zwölf Uhr stattfinden soll! („Zuwiderhandelnde haben Saalverweisung zu gewärtigen! Der Festausschuß.“)

Herr Apotheker Schmidlein, kenntlich an seiner dürren Lende und der schiefen Schulter, ist, mit einem riesigen grauen Zylinder, als karierter Engländer erschienen; er hat sich einen Backenbart angeklebt und hantiert mit einem Perspektiv, das er in der neckischsten Weise auf alles Weibliche richtet.

Eine Menge von Pierrots und Kolombinen hüpft herum; das sind diejenigen, die alles recht billig haben wollen und sich womöglich gar nicht setzen, um nichts verzehren zu müssen.

Aber man sieht auch immer mehr wahrhaft originelle Erscheinungen. Zum Beispiel Herrn Buchhalter Mahlmann, der mit seinen dünnen Beinchen und dem Kugelbäuchlein der geborene Falstaff ist; oder die Frau Finanzsekretär Meier, die in einem weißen Gewand, mit einem großen Pappschwert umgürtet, nur deshalb als Niederwald-Germania auftritt, weil ihr dies Gelegenheit gibt, erstens ihr üppiges Blondhaar offen zu zeigen und zweitens ihre krummen Beine zu verstecken. Cowboys, Ritter, Spanierinnen und leichter gekleidete Mädchen aus Bali drücken sich zur Tür herein, die Tische füllen sich — und nun beginnt die Musik mit dem ersten Walzer: Man tanzt.

Es wird voll und heiß, der Zigarrenrauch verdichtet sich, die ersten Katastrophen geschehen: Remouladensoße auf Damenschößen, Rotwein über Tischdecken. Aber das macht nichts. Die Älteren bleiben sitzen und stecken die Köpfe zusammen; denn das lohnt sich bereits.

Die acht jungen Mädchen von der Quadrille, in Rokokotaillen eingeknallt, schwitzend unter ihren Watteperücken und geradezu feuergefährlich, bieten mit dem bezauberndsten Lächeln Tombolalose an. Frau Sanitätsrat Dobler geht mit dem Krabbelsack herum, Luftballone werden sichtbar und platzen, wenn man sie heimtückisch mit der Zigarette berührt; die unglückliche Besitzerin kreischt, und die Musik haut auf die Pauke, um durchzudringen.

Jetzt wird auch das Nebenzimmer geöffnet. Es ist als orientalisches Zelt dekoriert und in ein magisches blaues Licht getaucht; sichtlich wartet es auf abseitige Orgien, bei denen vielleicht sogar eine Flasche Sekt getrunken wird... Ein alter Germane versperrt einstweilen noch den Eingang und bläst machtvoll in sein Kuhhorn; er hat eine goldene Brille und einen zweifellos echten Vollbart — es ist Herr Direktor Beutelmann, der das Seinige zur Erhöhung der Festfreude beiträgt, eingedenk der Vorschriften des Tacitus.

Gegen zehn Uhr gibt es einen Tusch — Hoffmann klopft mit dem Taktstock auf das Dirigentenpult: Aus der Seitentür marschieren die Quadrillenmädchen heraus. Sie machen ihre Sache famos; nur hin und wieder, bei den Knicksen, wackeln sie ein bißchen in den Fußgelenken, und auf dem Rücken spannt der Seidenstoff zwischen den Häkchen; denn die Mundelfinger Jungfrauen haben keine Rokokotaillen — Gott sei Dank!

Der Beifall ist gewaltig und ausdauernd; die Musik setzt zu einem Walzer an... Da steht plötzlich mitten im Saale — dort, wo noch eben die Quadrille war — eine ganz neue Maske, völlig in Schwarz. Lange, schlanke schwarze Trikotbeine, ein schwarzes, gepufftes Höschen, schwarzes Wams, schwarzes Samtvisier mit Spitzen, die das Gesicht bis zum Kinn verschleiern.

Der allgemeine Lärm hört natürlich nicht auf, aber man merkt doch, daß er für ein paar Sekunden abflaut: Donnerwetter, was ist das?

„Hamlet!“ sagt Herr Direktor Beutelmann sachverständig zum Apotheker Schmidlein, der zufällig neben ihm steht. „Hamlet, Prinz von Dänemark, so wahr ich lebe!“

Schmidlein murmelt ihm aus dem Mundwinkel zu: „Aber die Beine kenn' ich doch gar nicht... Das heißt — warten Sie mal —: Na, in Mundelfingen sind die jedenfalls nicht gewachsen!“ Dann steuert er, jeder Zoll ein geübter Lebemann, auf den geheimnisvollen Hamlet zu.

Der Prinz von Dänemark — das muß man ihm lassen — tanzt entzückend, leicht wie eine Feder und dabei ohne Sprödigkeit — eine Eigenschaft, die Herrn Schmidleins ungesäuertes Blut in Gärung bringt, ja, er beginnt zu brodeln, frivole Blasen entsteigen dem Sumpfe seines Innenlebens. Nach dem Tanze verschwindet er mit Hamlet in der blauen Schummrigkeit des Nebenzimmers. Es ist leer; nur in der Ecke sitzt Herr von Jagelow, der Sohn eines Rittergutsbesitzers aus der Umgebung, der in Mundelfingen seine Referendarzeit abbüßt, mit zwei übelbeleumundeten Frauenzimmern. Schmidlein setzt sich in die andere Ecke; Kavaliere beobachten einander nicht.

Aber Hamlet scheint von seinem berühmten Vorbild die Melancholie geerbt zu haben: Er sagt kaum „Ja“ oder „Nein“; nur durch die Spitzen des Visiers hindurch ahnt man, daß er lächelt. Dieser passive Widerstand reizt Herrn Schmidlein er wird immer wallender, und schließlich bestellt er sogar

Sekt. Er hält Hamlets kleine Hand, streichelt sie unablässig und redet leise auf ihn ein. Herr Schmidlein kann das; seine Routine ist unglaublich: Er ist der Casanova von Mundelfingen. Ganz langsam wird er zärtlicher... Der Dänenprinz zeigt keinerlei Empörung, kommt ihm aber auch nicht einen Fingerbreit entgegen; nur, als der Apotheker das Visier heben will, klopft er ihm auf die Spinnenfinger, und Schmidlein, als kundiger Frauenjäger, unterbricht den Angriff für einige Zeit — um ihn dann mit verdoppeltem Raffinement wieder aufzunehmen. Schon hat er seinen Arm um Hamlets Schulter gelegt, schon erlaubt er sich ihn ein bißchen am Ohrläppchen zu kitzeln (und es ist doch die kleine Waldemar, oder ich bin ein Trottel!) — da erscheint jener Vollbärtige in der Tür, der im gewöhnlichen Leben auf den Namen Beutelmann hört.

Herr Schmidlein findet das undelikat — zum mindesten undelikat... Er wendet sich ostentativ Hamlet zu und zeigt damit, wie wenig er gestört zu werden wünscht.

Aber der Germane Beutelmann rückt vor, kommt heran und fragt mit einer Wohlerzogenheit, die man einem solchen fellbehangenen Urwäldler nicht zutrauen würde: „Gestatten?"

Geh zum Teufel! denkt der Apotheker, sagt jedoch: „Bitte sehr!" In Beutelmanns Höflichkeit fühlt er etwas Hämisches, aber so sind diese Beamten: Sie gönnen einem anderen nichts Gutes!

Der eingebrochene Feind setzt sich, ergreift Herrn Schmidleins Glas und die Sektflasche, gießt ein und trinkt, daß es gluckert. Wahrscheinlich hat er diese großzügigen Angewohnheiten noch von der Völkerwanderung her; der Vollbart ragt dabei wie ein Servierbrett in die Luft.

Widerlicher Kunde! denkt Schmidlein.

Beutelmann hat ganz offenbar die Absicht, zu stören! Er gönnt es dem Apotheker nicht, daß der hier sitzt und tut, als ob er vollkommen unverheiratet wäre. „Hem, hem!" sagt er. „Welche allerliebste Stimmung! Welcher Zauber der Situation! Ich finde, die Beleuchtung hat so etwas Berauschendes, nicht?"

Herr Schmidlein muß seinen Arm wohl oder übel von Hamlets Schulter nehmen. Ärger siedet in ihm — besonders da er sieht, wie Hamlet sich mit dem Direktor beschäftigt und seine Finger voll Bewunderung über die Wellen des Umhängebartes gleiten läßt. Beutelmann grinst; er schnurrt vor Wonne, wie ein Kater.

„Der ist nicht angeklebt!" sagt Hamlet. Und nun hören sie beide, daß es wirklich gar niemand anders sein kann als die kleine Waldemar.

„Gefällt er dir, mein Kind?" fragt Herr Beutelmann und hält ihre Hand fest. Der Kerl scheint die Besinnung zu verlieren! Man hört förmlich, wie er innerlich balzt! Er hebt der Kleinen das Sektglas an die Lippen — Schmidleins Sekt! — und sie trinkt.

„Ja, das sind doch noch Männer!" sagt Beutelmann. Wenn er ein Pfau wäre, würde er jetzt zweifellos ein Rad schlagen; so aber muß er sich damit begnügen, seine Bartpracht in die Breite zu dekorieren. Er ist tatsächlich verrückt; gewiß hat er draußen zuviel Exportbier getrunken?

Schmidlein merkt, daß es höchste Zeit wird, hier einen Dämpfer aufzusetzen. „Herr Direktor —", beginnt er näselnd.

Beutelmann fährt auf. „Ich bin kein Direktor!"

„Was denn sonst? Ich bitte Sie —! Mir scheint, es ist ganz passend, daß ich Sie daran erinnere! Ihre Schüler sperren Sie ein, weil sie — — Na, und Sie selber? Pfui Teufel! kann man da wohl sagen. Außerdem ist es mein Sekt! Die Flasche kostet sieben Mark fünfzig!"

Beutelmann geht hoch. „Mein Herr!" ruft er in einem Tremolo der unterdrückten Wut. „Wenn Sie nicht der Apotheker Schmidlein wären, würde ich Sie für einen ganz unverschämten Proleten halten! Und außerdem — —"

„Der Prolet sitzt auf Ihrem Stuhl!" antwortet Schmidlein.

„Schweigen Sie!" brüllt der Direktor. „Oder ich vergesse mich!" Er sieht nicht einmal, daß sich der Eingang mit Publikum füllt.

„Sie haben sich schon vergessen!" antwortet der Apotheker, ebenfalls hinreichend laut. Er steht auf und will sich entfernen, teils aus Wut, teils wegen der Zuschauer.

Aber Beutelmann, dem der Rest der Vernunft abhanden gekommen ist, mißversteht Schmidleins Bewegung. Er springt ebenfalls auf — das Tischchen fällt um — er holt aus, und er haut Herrn Schmidlein eine Ohrfeige ins Gesicht, daß es nur so knallt.

„Adolf —!" kreischt eine Stimme.

Der Rest wird unbeschreiblich schlimm. Mundelfingen erlebt als Extraeinlage die wilde Prügelei zweier Honoratioren — und das hat, mit ihrem Singen, die Lorelei getan...

Wo ist sie? Wo ist der Prinz von Dänemark? Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unsre Schulweisheit nichts träumt: Hamlet ist verschwunden — in den Kartoffelkeller versunken, wie der Geist seines Vaters. Aber er macht sich keineswegs bemerkbar, gleich jenem alten Maulwurf; er fordert niemand auf, zu schwören, sondern er hat ganz offenbar Morgenluft gewittert: Durch die Hintertür vom „Grünen Baum" schlüpfen zwei dunkel vermummte Gestalten heimlich ins Seilergäßchen hinaus.

„Kind, Kind!" sagt Hoffmann. „Eva — schlimmes Weib! Wer hätte das von den Stützen unserer Gesellschaft gedacht? Es war wundervoll — einfach wundervoll!"

Hamlet, düster in den Pelzmantel gewickelt, schreitet neben Hoffmann her; aber man merkt, daß sich der kleine Prinz wahrhaft königlich freut. „Ja, sie sind beide herrlich auf den Leim gegangen! Und das schönste ist, daß ich buchstäblich gar nichts dabei zu tun brauchte; alles kam ganz von selbst. Diese alten Sünder —! Aber das ist die Rache für das „Eingesandt": Jetzt sollen sie sich an ihrer eigenen Nase zupfen, diese Tugendbolde!" Marianne ist aufgeregt; sie ist außer sich vor Vergnügen.

Hoffmann, belastet mit der Umsicht und Weisheit des Alters, kann sich nicht so uneingeschränkt freuen. Dafür denkt er, und zwar sehr schnell. Eine Zwischenfrage: „Warum sind Sie so spät aufgetaucht?"

„Ich wollte warten, bis die Leute genug getrunken hatten."

„Ganz recht!" Hoffmann stellt fest: Der letzte Zug nach Wertenberg ist fort. Auch wenn Marianne jetzt wieder bei ihm die Kleider tauscht — wohin mit ihr? Im „Grünen Baum" übernachten? Ausgeschlossen. Bei ihm? Er hat nicht einmal eine Decke für sie, geschweige denn ein Kissen, und es ist sehr kalt. Hm... Der Schnee knirscht; die Nacht wird dunkler.

„Das ist doch nicht der Weg zu Ihrem Turm —!"

„Wieso?"

„Wir sind ja schon fast außerhalb der Stadt! Die Laternen hören auf!"

„Wahrhaftig!"

Marianne steht still. „Was haben Sie vor?"

„Vermutlich einen Meuchelmord... Die Zeit ist aus den Fugen, kleiner Hamlet!"

„Hier bleib' ich!"

„Und morgen früh sind Sie steif gefroren, wie ein Handtuch! Machen Sie keine komische Figur! Weiter, weiter! Nur noch hundert Schritt!"

„Doch nicht zu Doblers?"

„Wahrscheinlich!" sagt Hoffmann mit ganz besonderer Betonung. Er klinkt ein Zaunpförtchen auf. Sie gehen durch den Garten: Da ist ein Haus; oben brennt noch Licht. Der Alte zieht an der Klingel.

Das Fenster wird geöffnet. „Hallo?"

„Machen Sie auf, Sinklar! Eine kleine Überraschung!"

Marianne bleibt ganz ruhig stehen. Die Reihe, schnell zu denken, ist jetzt an ihr.

Das Türschloß knirscht.

„Keine langen Verhandlungen in dieser Hundekälte!" sagt Hoffmann.

„Aber —?"

„Verlassen Sie sich auf mich!" Er schiebt Marianne in den Hausflur und hopst, so schnell er kann, durch den Garten zurück.

Es ist wirklich sehr kalt; unerhört kalt ist es. Der Mond kommt durch die langsam ziehenden Wolken; Hoffmann, schwarz und klein, mit grotesken Sprüngen, wie eine flügellahme Krähe, eilt über den blanken Schnee, über den Steg, nach Hause.

Der Mond scheint durch die kleinen Fenster des Turmes und malt schiefe Vierecke auf den Fußboden; alle Winkel sind schwarz, wie Tusche.

Hoffmann zündet die Petroleumlampe an. Da sieht er Mariannes Kleider auf seinem Bett liegen, recht unordentlich hingeworfen von diesem kleinen Mädchen; man muß den Kopf schütteln.

(Fortsetzung folgt.)

Anjas erstes Erlebnis.

Eine Sommergeschichte von **Ulla Tiedge.**

Es war sehr heiß. Die Luft zitterte und flimmerte an den sonnenhellen Gartenmauern. Die Pflastersteine der Straße glühten die Hitze, die sie in sich aufgesogen hatten, wieder aus. In den Gärten vor den Häusern der kleinen Stadt dufteten Rosen, Lilien und Jasmin betäubend und erschöpft. Sie waren in diesen Tagen beinah gewaltsam zum Blühen getrieben, und viele von ihnen welkten schon wieder, Farbe und Duft sinnlos verströmend, von der Sonne geweckt und getötet.

Anja lief mit kleinen schnellen Schritten durch die Straßen, durch all die Wärme und all den Duft. Sie hatte ihr weißes Konfirmationskleidchen an. Es wippte in drei Volants um ihre dünnen Beine. Um die Taille hatte sie einen Zopf von ineinander geflochtenen bunten Seidenbändern geschlungen, weil sie in all der sommerlichen Pracht den Wunsch gespürt hatte, auch geschmückt und schön zu sein. Sie war ein wenig betäubt von der Hitze und ihrer eigenen Erwartung und Erregung. Sie durfte heute zum erstenmal ein Fest besuchen: ein richtiges Fest mit Musik und Tanz, das die Schüler des Gymnasiums zur Einweihung ihres neuen Schulgebäudes gaben.

Anja hatte noch nie etwas Derartiges miterlebt. Die meisten Mädchen ihrer Klasse hatten schon manchmal getanzt und unterhielten sich in der Pause über die Schüler und ihre Erlebnisse mit ihnen. Manche wurden sogar mittags abgeholt und taten sehr wichtig und geheimnisvoll. Anja hatte diesen Dingen bisher ziemlich teilnahmslos gegenüber gestanden. Ihre Welt, ihre Gedanken und Sehnsüchte waren so ganz anders, und es erschien ihr unmöglich, eine Beziehung herzustellen zwischen den Vorstellungen, die sie aus ihren Büchern, ihren Gesprächen mit der Mutter schöpfte, und der Welt ihrer Kameradinnen, die sie so wenig geheimnisvoll, so laut und ein wenig flach fand. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß die Liebe, von der sie in ihren Büchern las, von der die Mutter sagte, daß sie das Höchste und Schönste und Heiligste auf der Welt sei, dasselbe sein sollte wie das, wovon sich die Mädchen unter Kichern und Flüstern erzählten. Sie konnte sich vor allem nicht denken, daß man für einen der Jungens — dieser Jungen, die man kannte und täglich sah — etwas derartig Geheimnisvolles und Hohes empfinden könnte.

Trotzdem freute sie sich auf das Fest: Auf das Zusehen, die Musik und die vielen hübschen und frohen Menschen. Nun war sie schon ganz nah bei dem Gasthaus. Ihre Freundin stand vor der Tür, winkte und rief ihr zu, sie solle sich beeilen, alles sei schon in vollstem Gange. Dann stand Anja ganz benommen in dem großen Saal, Musik und Stimmengewirr schlugen über ihr zusammen: warme, dunstige Luft quoll ihr entgegen, und ein Gewimmel von Menschen tanzte vor ihren Augen. Die Hitze war hier noch unerträglicher als draußen. Sie fand sich an einem der Tische wieder, die längs der Wände aufgestellt waren. Ihre Freundin war schon verschwunden im Gewimmel der tanzenden Paare. Anja schaute sich um; sie sah bekannte Gesichter, dazwischen ein paar Fremde, sie wurde einige Male gegrüßt. Sie sah die Musik auf dem Podium sitzen, spürte die Wärme und Erregung die von all den tanzenden Menschen ausging, und kam sich fremd und ausgeschlossen unter ihnen vor.

Jetzt hörte die Musik auf zu spielen, Anjas Freundin kam heiß und atemlos an den Tisch zurück und fing sofort an zu erzählen. Was ihr Tänzer zu ihr gesagt hatte, daß er ihr Komplimente gemacht hätte, daß sie aber viel lieber mit einem anderen tanzen möchte. Sie zeigte Anja einen schwarzhaarigen, blassen jungen Mann, der an der gegenüberliegenden Wand lehnte und teilnahmslos und scheinbar gelangweilt umher sah. „Er hat noch kein einziges Mal getanzt, und niemand kennt ihn! Findest du nicht, daß er schrecklich interessant aussieht?" Anja schaute zu dem Fremden hinüber. Sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte. Sie fand viel eher, daß er müde und nicht ganz gesund aussah.

Die Musik begann wieder zu spielen, und zu Anjas grenzenlosem Erstaunen kam der Fremde, von dem sie gesprochen hatten, quer durch den Saal gerade auf sie zu und verbeugte sich vor ihr. Sie begriff nicht gleich, daß er mit ihr tanzen wollte, so verwirrt war sie. Aber dann stand sie auf, und ehe sie sich besinnen konnte, waren sie schon mitten unter den Tanzenden. Bei den ersten Schritten wehrte Anja sich unwillkürlich gegen die Führung des Fremden und dagegen, daß er sie so selbstverständlich und fest im Arm hielt. Aber dann machte es ihr Spaß, auf seine Schritte aufzupassen und sie mitzumachen. Plötzlich schoß eine ungeheure Freude in ihr hoch an der Musik, an der Bewegung und daran, daß sie nun auf einmal dazu gehörte — zu den anderen, zu all diesen frohen, tanzenden und lachenden Menschen.

Sie merkte, daß die anderen Mädchen sie mit erstaunten und ein wenig neidischen Blicken ansahen. Obgleich es ihr im Grunde ganz gleichgültig war, mit wem sie tanzte, freute sie sich doch unwillkürlich darüber. Als der Tanz zu Ende war und ihr Tänzer sie an ihren Platz begleitete, war sie schon so sicher, daß sie ihm ganz ruhig und wie eine erwachsene Dame antwortete, als er sie fragte, ob er sich zu ihr setzen dürfe. Die Musik begann wieder zu spielen. Der Fremde beugte sich zu ihr hinüber und fragte leise, ob es ihr recht sei, wenn sie nicht mittanzten, sondern sitzen blieben und sich unterhielten. Es sei so voll und so heiß, und das Gedränge doch sicher unangenehm für sie . . . Dann stellte er sich vor und fing an, ihr zu erzählen. Er war Student und lebte eigentlich in einer anderen Stadt. Nur heute war er herüber gekommen zu dem Fest seiner früheren Schule. Aber er kannte kaum noch einen von den jetzigen Schülern. Überhaupt waren ihm das Städtchen und die Menschen darin und das ganze Leben hier fremd geworden. Er käme sich ganz seltsam vor, nachdem er jetzt so lange in der großen Stadt gelebt habe. Und die Mädchen hier wären albern und dumm. Aber sie sei ganz anders. Sie wäre auch die einzige, mit der er heute abend tanzen möchte. Sehr gern sogar.

Anja wußte nicht, was sie darauf antworten sollte. Dies war alles so neu für sie. Noch nie hatte ihr jemand ähnliche Dinge gesagt, und so war sie ganz erlöst, als er vorschlug, doch für ein Weilchen aus dem heißen rauchigen Saal heraus an die frische Luft zu gehen. Als sie hinaustraten, sah Anja, daß es inzwischen dunkel geworden war. Die Luft stand schwül und unbewegt zwischen den Bäumen. Der Himmel war ganz dunkel. Der Student hatte Anja untergefaßt und ging langsam die Allee mit ihr hinauf. Er erzählte ihr jetzt von seinem Leben in der großen Stadt, von den Menschen dort, daß man aber im Grunde doch immer einsam bliebe. Das Leben sei überhaupt in Wirklichkeit ganz anders, als man es sich als Kind so ausdächte.

Anja wurde bei seinen Worten ratlos und ängstlich. Sie wollte ihm widersprechen und wußte nicht, wie. Sie wehrte sich gegen das, was er sagte und wollte es nicht glauben. Während sie noch darüber nachdachte, was sie ihm antworten wollte, nahm er sie plötzlich in den Arm. Sie fühlte sein Gesicht ganz dicht über ihrem, sie wollte fortlaufen, aber er hielt sie fest und küßte sie. Anjas Herz stand still. Er hatte sie geküßt, und sie wußte plötzlich ganz genau, daß sie ihn nicht leiden mochte und daß das, was er gesagt hatte, falsch und schlecht war. Sie riß sich von ihm los und lief fort in die Dunkelheit hinein, ohne zu wissen wohin. Sie hatte Angst, daß er ihr nachlaufen würde; sie war sinnlos vor Angst und Abscheu.

Als sie nicht mehr laufen konnte, sah sie sich atemlos um und merkte, das niemand in der Nähe war, daß sie ganz allein in der Nacht stand. Sie kroch unter einen Busch. Sie zitterte von der Anstrengung des Laufs und vor Erregung. Ein Mann hatte sie geküßt, den sie gar nicht lieb hatte, oh, sie kam sich so elend vor. Sie dachte an ihre Mutter, an ihre Bücher, an ihr Leben in dem kleinen weißen Häuschen. Es kam ihr vor, als habe sie das alles verloren, als könnte das Leben nie wieder so schön und friedlich und selbstver-

ständlich werden wie bisher. Sie schämte sich vor der Mutter, vor allem, was ihr in ihrem Leben lieb und wertvoll war.

Sie starrte verzweifelt in die Finsternis und weinte leise vor sich hin. Wie lange sie so gesessen hatte, wußte sie nicht. Plötzlich riß ein Windstoß an den Zweigen des Busches und schlug ihr die Blätter ins Gesicht. Dann spürte sie große laue Tropfen auf ihren Händen und ihrem Gesicht. Sie begriff, daß es anfing zu regnen, aber sie blieb ganz ruhig sitzen. Die Tropfen wurden immer stärker und dichter. Sie durchnäßten ihre Kleider und ihre Haare. Langsam verbreitete sich eine wunderbare Kühle. Anja ließ sich durch und durch naß regnen. Es kam ihr vor, als wüsche der Regen sie rein. Als sie anfing zu frieren, stand sie auf und ging langsam unter den tropfenden atmenden Bäumen nach Hause. Bald spürte sie nichts mehr als den Geruch der Erde, die Stille der Nacht und die große Ruhe, die nach dem Regen über das Land gekommen war.

Ein kindliches Gemüt.

Eine heitere Geschichte von **Adam Karrillon.**

Es war in einem heißen Sommer. Doktor Ebenich hatte sich auf der Flucht vor dem Alltagslärm in ein einsames Tal des Odenwaldes zurückgezogen. Das kleine Dorf, dessen Häuser, Scheunen und Stallungen auf beide Ufer eines schäumenden Forellenbaches hingezottelt waren, gab ihm Seelenruhe und Erholung. Ein Arzt wohnte in der kleinen Gemeinde nicht, aber in den umliegenden Flecken saßen deren mehrere, wie Raben um den Galgen, die auf Atzung warteten. Der ins Tal geschneite Ebenich war als einziger Sommergast unter den Leuten bekannt und gerne gesehen, weil er sein Können in Notfällen hilfsbereit und, was hoch in Anschlag gebracht wurde, unentgeltlich zur Verfügung stellte.

So war er denn auch eines Tages zu dem Bauer Haberkorn gerufen worden. Arbeiter, die gegen abend von einer Ziegelei heimkehrten, hatten des Hofbesitzers kleinen, etwa sechsjährigen Knaben besinnungslos an einer Wegböschung aufgelesen und seinen Eltern ins Haus gebracht. Natürlich war es nur, daß hinter den beiden Samaritern sich eine Prozession von Neugierigen gebildet hatte, die in die Hofrait hineinflutete, die Stube überschwemmte und tausend Vorschläge machte, wie man dem lieben Jakobele, dem herzigen Bübele, das Leben retten und ihm wieder auf die Beine helfen könne. Die einen wollten ihn mit Petroleum einreiben, die andern empfahlen Salmiakgeist unter die Nase zu träufeln. Klistiere und Schröpfköpfe, Hoffmannstropfen und Senfmehl waren empfohlen und verworfen worden, bis dann endlich, wie vom Himmel gesendet, mit der Kreuzbinde am Arm, einer von der Sanitätskolonne, ins Zimmer trat. Dem einen folgten vier, fünf weitere auf dem Fuß. Jeder von ihnen hätte der erste sein können, wenn ihm zu Hause nicht das Weibervolk die Armbinde verlegt gehabt hätte, die Binde, diesen Zauberfetzen, ohne dessen Anwesenheit kein Wunder gelang.

Aber nun waren sie ja da, vier Mann, erfüllt von einem Haufen guten Willens und einem Manko von Sachkenntnis. Und sie waren zur Überzeugung gekommen, daß hier ein Fall vorliege, der ihre Zuständigkeit überschreite, und daß nur der approbierte Oberkollege die Verantwortung übernehmen dürfe. Nach dem siegreichen Durchbruch dieser Überzeugung rannte von den vielen, allzuvielen Beinen ein halbes Dutzend nach den nächsten Telephonen. Kaum zwanzig Minuten waren vorüber, und um das Bett des kranken Jakobele standen außer einem weiblichen, drei männliche — einschließlich des Ebenich — Ärzte versammelt. Sie lehnten, jeder eine Autorität für sich, an den vier Bettpfosten und hatten so das Glück, gemeinsam beobachten zu können, wie der Mund des Patienten sich zu einem kleinen Krater umformte, aus dem in hohem Bogen eine Schlammsäule aufstieg. Dieses erste Anzeichen der Selbsthilfe wurde von den vieren mit einem erlösenden Lächeln begrüßt, und da man auf eine Wiederholung der Erscheinung rechnen durfte, ja mußte, so war Zeit gewonnen, um über die Ursache ins Klare zu kommen. Man war einstimmig der Ansicht daß ein Schädling durch den Mund in den Ernährungsschlauch eingedrungen sein müsse, etwa die Frucht der Tollkirsche Atropa, eine Dispepsie ausgelöst haben könne, die ihrerseits zu Enterie, Lienterie, Dysenterie bis zur Agonie hinübergeglitten sein möge. Natürlich dürfte unter keinen Umständen übersehen werden, daß aus rein mechanischen Ursachen in einer Achsendrehung des Darmes gegebenenfalls sogar eine Invagination vermutet werden dürfe.

Mitten hinein in diese gelehrte Aussprache war plötzlich der Holzschuhmacher Hackenstiel getreten. Um seine rechte Hand hatte er die zwei blonden Zöpfe eines Schulmädchens gewickelt, und an dieser recht bequemen Handhabe schob er das Mädchengestell bis unter die Brillen des gelehrten Quartetts vor mit den Worten: „Mariele, du kriegst keine Schläg. Aber sagen mußt du uns, was ihr Kroppzeug heut mittag an der Siebenmorgengewann da drüben verbrochen habt. Ich sah euch von meiner Werkstatt aus mit einem kleinen Deichselwagen überm Wiesental an den Hecken rumpurzeln. Sag's, ich steh für dich, und keiner darf dir etwas tun, was ihr auch mögt angestellt haben!"

„Was wir getriebe habe? Fuhrmannsgeschäfte habe wir gemacht, und der Jakobel da war an die Deichsel gespannt als Gäulche und hätte sollen den Wagen ziehen."

„Aber Kind, sag einmal", unterbrach der weibliche Doktor, „hast du nicht vielleicht bemerken können, daß der Jakobel da irgend etwas gegessen hat."

„Gegessen? Wie wird er denn! Er war doch Gäulche, und die esse doch nicht. Aber gefresse hat er Klee und auch Gras, und nicht zu knapp."

„Nu hört sich alles auf", rief Doktor Ebenich, „und aus welchem Grund hat er das in sich hineingeschlungen, was kaum für 'n Saumagen verdaulich is, sag Mariele!"

„Ei, wir hatte doch Stein in den Wage gelade, und die hät der Jakobele den Rech nauf ziehe solle. Un wie er das nit hat fertig gebracht, hat dem Kieferfranz sein Hannädel gesagt: „Der Gaul is zu matt, der muß noch Futter habe." Un wir Mädel habe Gras gerupft un Butterblume, und das hat der Jokobel gefresse und kotzt es, wie Ihr seht, alleweil ins Bett hinein."

„Freie Bahn den Talenten." Und Mariele hätte mögen ein Professor werden, wenn Maturitas und Staatsexamen gemacht wären.



Der Trick mit dem „tollwütigen" Hund.

Auf einer der belebtesten Pariser Geschäftsstraßen spielte sich eine aufregende Szene ab. Eine elegante junge Dame rannte schreiend und hilferufend die Straße entlang, verfolgt von einem gefährlich aussehenden Hund. Die Dame stürzte taumelnd in ein Juweliergeschäft und brach mit dem Ruf: „Hilfe, ein tollwütiger Hund! Er hat mich gebissen!" bewußtlos zusammen. Während eine Verkäuferin sich um die Ohnmächtige bemühte, versuchte der übrige Teil des Personals mutig, den „tollwütigen" Hund abzuwehren. Das Tier wollte mit Gewalt in den Laden eindringen, mit gesträubtem Fell, Schaum vor dem Maul, griff es die Verkäufer an. Da nahte der tapfere Retter in Gestalt eines jungen Mannes, der den Hund fest im Genick packte und zur Seite schleuderte. Aufheulend jagte das Tier durch die entsetzt auseinanderspritzenden Menschen davon. Der junge Mann, der, wie es sich jetzt herausstellte, Besitzer eines eleganten Autos war, erbot sich, die bewußtlose Dame zu einem Arzt zu bringen. Verkäufer und Inhaber des Juwelenladens halfen ihm, die Dame in den Wagen zu betten. Dann raste das Auto in vorschriftswidrigem Tempo davon. An der nächsten Ecke hielt es, der Mann öffnete den Schlag, und ein gefährlich aussehender Hund sprang schweifwedelnd hinein. Das Auto raste weiter, die wieder munter gewordene Dame wischte dem Hund den Seifenschaum von der Schnauze, und währenddessen telephonierte der Inhaber des Juweliergeschäfts maßlos erregt mit der Polizei, weil ihm seine wertvollsten Schmuckstücke gestohlen worden waren.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann**, T. z o. p., beide in Bromberg.